

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Bewußtsein der Einheit unseres Mens mit allen anderen offenbart sich in uns durch Liebe. Die Liebe ist ein Erweitern des eigenen Lebens. Je mehr wir lieben, um so weiter, voller und freudiger wird das Leben. Kollkol.

### Weshalb sie kein Filmstar wurde.

Von Erich Giffter.

Sie war jung und schön, hatte genau, wie es im Liebesbuche, pechschwarze Augen und einen kirschroten Mund. Dazu eine Doppelreihe blinkender Zähne, zwei allerliebste Gräbchen und welliges Blondhaar (echte Dauerware). Wenn ich nun noch hinzufüge, daß ihr Vater Geheimen Rechnungsrat war, stets eine gestrenge Amtsmiene zur Schau trug und eine Haut hatte, die so gelb und lebern war wie die ältesten Affenstücke seiner Negitatur, so habe ich eigentlich ihre Charakteristik erschöpft. Doch nein: die Hauptsache hätte ich beinahe vergessen; sie war stimmveritös. Ihr einziger Wunsch war, Filmschauspielerin zu werden, Star einer großen Fabrik zu sein, Ruhm und Reichtümer zu erwerben und dann womöglich — einen Grafen zu heiraten. Ja, ja, sie war nicht so anspruchlos, die kleine Ingrid.

Um ihr Ziel zu erreichen, ging sie zunächst in die „berühmte Schauspielschule“ des Herrn Kurbelganner, um die Filmkunst zu erlernen. Herr Kurbelganner, ein aaglatte Mann mit Schieberallüren, empfing sie sehr höflich. „So, so — Sie wollen Sinoschauspielerin werden? Das ist recht von Ihnen! Morgen wollen wir den Unterricht beginnen!“ sagte er und rieb sich vergnügt die Hände. „Ja, aber ich weiß ja noch gar nicht...“ stotterte Ingrid verlegen. „Ob Sie Talent haben, meinen Sie?“ fragte Kurbelganner. „Selbstverständlich haben Sie Talent! — Zahlen Sie bitte an der Kasse einhundert Mark Honorarvorschuß, und dann kommen Sie morgen früh wieder. Ich habe einen Talentkenn — Sie werden ein blendenber Star werden. — Ja, klein, die nächste Dame bitte!“

Ingrid ging, etwas verduht, aber doch glücklich. Daß sich ihr Traum so schnell erfüllen sollte, hätte sie nicht gedacht.

An der Kasse zahlte sie blutenden Dergens einhundert Tausendfach Rinsen bringen würde.

Vom folgenden Morgen ab hatte sie tagtäglich Übungsstunden. Das war sehr interessant. Riffen mußte sie, fortwährend küssen. Wenn das Papa gesehen hätte! Aber es war ja Kunst. Sehr hohe und sehr schöne Kunst.

Sie hatte wirklich Talent und lernte sehr schnell. Dann bekam sie eines Tages von dem Herrn „Direktor“ einen Zettel, auf dem man ihr Talent schwarz auf weiß bescheinigt hatte und der ihr alle Türen und Tore der Glashäuser öffnen sollte. Sie hatte aus-geleert.

Aber so einfach war es doch nicht — die Filmgesellschaften hatten anscheinend eine Scheu vor ihrer reifen Kunst. Ihr Zeugnis sahen alle mit zweifelhaftem Näckeln an. Ein Engagement aber bekam sie nicht.

Da ging sie zur Filmbörse und wurde Statistin. Weil sie hübsch war, blühte ihr das Glück; sie hatte oft Arbeit, aber Reichtümer waren hier nicht zu erwerben.

Die Sache mußte einen Haken haben.

Sie freundete sich mit Anna Lieblich, einer erfahrenen Statistin, an, die seit sechs Jahren Bosenrollen spielte. Fragte um Rat. Als sie der Anna zwanzig Mark und drei Zigaretten gepumpt hatte, wurde diese gesprächig und gab ihre Erfahrungen zum Besten. „Na, Lieblich“, sagte sie, „Die fehlt ein Freund. Ohne einen

reichen Freund ringst Du Dich auch trotz Deiner Schönheit nicht durch! Der gehört zum Melteel!“

Also suchte sie einen Freund. Sie fand auch einen. Er war Barwarenhändler en gros, bot ihr Biegen-, Mannchen- und Samwürst zu Fabrikpreisen an, wenn sie... Ja, wenn sie... Aber eine geachtete Stellung verschaffen konnte er ihr beim Film auch nicht. Und überhaupt: was der Mensch sich einbildete, wer sie war!! — Sie ließ ihn laufen.

Nun versuchte sie das Letzte: Sie zog ihre besten Kleider an, erschöpfte all ihre Toilettengeheimnisse und ging nochmals in die Filmfabriken. Dieweil die Direktoren wollte sie sprechen. Zunächst ging sie zum Eulalia-Film, einem ganz obskuren Unternehmen. Der Direktor geruhte sie gnädigst zu empfangen.

Kegeleund und feilig sah er in seinem Klubstuhl und entlockte seinem Gawauna-Gejag (das Stück zu 3,50 Mark) dicke Rauchwolken.

Sie trug ihr Anliegen vor. Er schmunzelte. „Na, wollen mal sehen, was sich machen läßt, Kleines“, schnauzte er. „Ganz passables Aussehen. Blühen Sie mich mit Ihren schönen Augen mal an. Tadellos. Zweifellos haben Sie Talent, Schatz. Nun wenden Sie mal bitte den Kopf, damit ich Ihre Profil sehen kann. Sehr schön. Bitte, drehen Sie sich mal um! Oh, hm, famos! Figur! — Sagen Sie mal, Fräulein, haben Sie auch einen Freund?“

Nein, den hatte sie nicht. — — Ihr war das Weinen nahe. Diese hochnotpeinliche Rufstimmung!

Der Direktor nahm die Zigarette aus dem Munde. Begütigend, teilnahmsvoll sagte er: „Na, nicht weinen, Kleines. Kommen Sie mal ein bißchen näher. Ich will Ihr Freund werden, hören Sie! Ihre Kleidung muß moderner, wenn ich sagen soll raffiniertes werden! — Zeigen Sie doch mal her — was für Schuhwerk tragen Sie denn?“

Vorsichtig, mit zwei Fingern, hob er ihren Rock etwas in die Höhe. Bitternd stand sie vor ihm, vermochte sich kaum zu rühren. Was die Menschen alles wissen wollten!

Ob das unbedingt zum Film gehörte?

Wieder hob er fünf Zentimeter den Rock höher. „Ach Gott — baumwollene Strümpfe tragen Sie? Aber Lieblich — eine Filmschauspielerin mit baumwollenen Strümpfen, habahai! Haben Sie lauter solche Unterwäsche? — Und wieder wollte er den Rock höher heben.

Er versuchte es mit sanfter Gewalt. „Sei doch nicht töricht, Dummkopf! Ich kaufe Dir die schönsten Sachen, Du sollst die ersten Rollen spielen, eine Berühmtheit sollst Du werden, wenn Du...“

Sie schrie halblaut auf, stieß ihn heftig zurück. Sie war doch die Tochter eines Geheimen Rechnungsrats, der sein dreißigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte! Und ein anständiges Mädchen war sie bisher immer gewesen. Der hier sollte nicht... Wenn auch die Kunst und die Berühmtheit davon abhing... Nein, das um keinen Preis!

Kalkülierend sah er vor ihr, musterte sie mit unverschämtem Blick. Dann sagte er nach einer Pause, die ihr endlos dünkte: „Ja, meine Gnädigste, wir wären uns also klar — so leid es mir tut — zurzeit kann ich Sie in der gewünschten Weise nicht beschäftigen. Aber wenn Sie doch noch jemals einen Freund brauchen — ich stehe zu Ihrer Verfügung!“

Sie raffte sich auf, lief davon, achte nicht auf die Menschen, die ihr spöttisch nachblickten. Zu Hause angekommen, schloß sie sich in ihr Zimmer ein und weinte. Als sie sich endlich erholt hatte, war sie von ihrer Krankheit geheilt. Der Filmdirektor hatte ihr die Klammer ein für allemal gnädigst ausgetrieben. Gott sei's gedankt.

Heute ist Ingrid eine feste, gute Hausfrau und Mutter von zwei hübschen Kinderden. Sie ist auch so glücklich geworden, ohne Klingelglocke zu sein.



## Die Schmetterlingslegende.

Zwischen den Ellenbogen die aufgeschlagene Schrift,  
schwer den Kopf gestützt von der Linken,  
forscht Hieronymus.

Er sieht nicht den Wald, nicht die Trift,  
die grün in die dämmerige Zelle winken,  
stumm ist ihm der Fluß,  
der mit rauchender Stimme spricht.

Berge von Schreibwerk, Mauern von Rollen, Büchern und Folianten  
verstellen Gehör ihm und Gesicht  
und grau hocht der Staub auf Ecken und Kanten.

Tag und Nacht sitzt Hieronymus über Schnörkeln und Lettern,  
wendet Seite um Seite in Rolle und Buch.  
Kein anderer Laut als von knisternden Blättern  
macht in dem stillen Gehäuse Besuch.

In dumpfem Sinn  
dämmert Hieronymus über die Blätter hin,  
und ein blauer Falter in rasch beflügeltem Tanze  
gaukelt durch offene Fenster in die trübe Bücherschanze.

Hieronymus hebt die blassen, übernächtigen Lider,  
runzelt die Stirn und schaut dem Falter zu.  
Der zickzack behende auf und nieder,  
zirkelt im Kreis, huicht fort im Nu  
und wiegt sich lustig im schönsten Sonnenstrahl.

Auffspringt Hieronymus mit einem Male,  
reckt sich, daß die Kutte hinter die Knöchel schnell,  
die Arme er wie zwei Flügel hält,  
wiegt sich und biegt sich, kippt und wippt, walzt eine Runde,  
wirbelt die ganze Zelle aus  
und tanzt mit dem Falter im seligen Bunde  
weiter und weiter durchs tote Haus.

Dumpf poltern zusammen die Bücher und Rollen,  
gesprengt ist der graue, bleierne Ring.  
Ueber die Haufen weg tanzen und tollen  
Hieronymus und der Schmetterling.

Und der zehn Jahre in Büchern und Rollen um Gott gewühlt  
und geschant  
hat sich den Himmel in einer hellen Morgenstunde erantzt.  
Karl Bröger.

## Sozialdemokratie und Religion.

Von Dr. Victor Engelhardt.

Jede Versammlung, welche frei wird von der Politik des Tages und sich in reinere geistige Höhen erhebt, zeigt wie lebendig auch heute noch die Anteilnahme an religiösen Fragen ist. Dieser Anteilnahme gegenüber vermag das Programm, denn mit seinem Wort „Religion ist Privatsache“ stellt es den einzelnen allzu sehr auf sich selbst. Es gilt darum, den Satz „Religion ist Privatsache“ mit lebendigem Inhalt zu füllen. Den lebendigen Inhalt liefert die Geschichte des Sozialismus in seiner Stellung zur Religion.

Betreten wir bei solch historischer Betrachtungsart klassischen Boden, so finden wir in Marx den Mann, welcher mit seiner materialistischen Geschichtsauffassung die Utopie überwand. Er hat gezeigt, daß der Lauf der Geschichte von der wirtschaftlichen Lage der Völker abhängt, und daß wirtschaftliche Umwälzungen die großen Umwälzungen der Geschichte bedingen. Dieser allgemeinen Anschauung ordnet die Religion sich zwanglos unter. „Die religiöse Welt ist nur der Reflex der wirklichen Welt. Für eine Gesellschaft von Warenproduzenten ist das Christentum . . . namentlich in seiner bürgerlichen Entwicklung, dem Protestantismus, Deismus usw. die entsprechende Religionsform.“ (Marx, Kapital) Damit wird der Religion, oder besser gesagt, der Religionsform zwar jeder absolute Wert aberkannt; — eine starke Abneigung oder gar Feindschaft gegen die Religion kommt in diesen Worten aber noch nicht zum Ausdruck.

August Bebel steht theoretisch auf demselben Standpunkt wie Marx. Er sagt: „Die Religion ist die Widerspiegelung des jetzigen Gesellschaftszustandes.“ (Bebel, Die Frau und der Sozialismus.) Auf Grund dieser Erkenntnis glaubt er den Untergang der Religion überhaupt und des Christentums im besonderen voraussetzen zu können. Wenn es keine Unterdrücker mehr gibt, wird es kein Mensch mehr nötig haben, andere durch Märchen und Illusionen über ihr trauriges Los hinwegzutäuschen. „Ohne gewalttätigen Angriff und ohne Unterdrückung der Meinungen . . . werden die religiösen Organisationen und mit ihnen die Kirche allmählich verschwinden.“ (Bebel, Die Frau und der Sozialismus.)

In diesen Worten liegt gleichzeitig das Bekenntnis zur vollen Toleranz. Bebel will in keiner Weise einen geistigen Zwang ausgeübt sehen. Andererseits hat er persönlich jede Religionsform bereits überwunden, — ja ist ein Feind der Religion. „Sie werden . . . sich . . . nicht wundern, wenn ich mich nicht nur als Gegner des Katholizismus, sondern als Gegner jeder Religion bekenne.“

„Christentum und Sozialismus stehen einander gegenüber wie Feuer und Wasser.“ (Bebel, Christentum und Sozialismus.)

Nach der Marx'schen Geschichtsauffassung sind die großen Männer nicht die Führer — sondern die Widerspiegelung ihrer Zeit. Von diesem Gesetz kann der nicht ausgenommen werden, der an dieses Gesetz glaubt. Wir müssen darum auch bei Bebel nach den Bedingungen fragen, welche seine Religionsfeindschaft verurachten. Zwei Gründe lassen sich finden. In der wissenschaftlichen Welt herrschte zu Bebel's Jugendzeit eine streng materialistische Betrachtungsweise vor. Sie konnte nicht ohne Einfluß auf die Gedankenwelt des damals Emporstrebenden bleiben. Zu diesem theoretischen Einfluß gesellte sich ein zweiter — ein praktischer. Die soziale Bewegung steckte in jenen Tagen noch vielfach in den Kinderschuhen. Es galt die trag hindämmernden Massen erst aufzurütteln; — es galt, ihnen den wahren Grund ihres Jammers zu zeigen und ihnen klar zu machen, daß sie hier auf dieser Erde kämpfen müßten, um erlöst zu werden. Für solche Gedanken konnte das in Priestermärchen eingekerkerte Proletariat aber nur gewonnen werden, wenn man ihm die Hoffnung auf ein besseres Jenseits aus dem Herzen riß.

So fand sich aus zweierlei Gründen, einem inneren und einem äußeren, die junge Sozialdemokratie der Religion beraubt. In den Menschen aber lebt eine unstillbare Sehnsucht nach einem allumfassenden Ideal.

Für diese Sehnsucht fand der Arbeiterphilosoph Diezgen das rechte Wort. Wie Marx und Bebel lehnt er den christlichen Gottes- und Jenseitsglauben ab, aber der Zukunfts Glaube, die Erlösungshoffnung steigt in ihm mit religiöser Kraft empor. Damit wird der soziale Gedanke selbst zur Religion: „Die Religion war bisher Sache des Proletariats, nun hängt die Sache des Proletariats an religiös zu werden. Das Evangelium der Gegenwart verspricht unter Jammerthal endlich in reifer wirklich greifbarer Weise zu erlösen. Arbeit heißt der Heiland der neuen Zeit.“ (Diezgen, Religion der Sozialdemokratie.)

Diezgen's Geist griff weiter um sich. Der alte Liebknecht sagte: „Haben wir nicht, was die Kraft der Religion bildet, den Glauben an die höchsten Ideale.“ — Und bald wurde für tausend und aber tausend niedergedrückte Proletariatsseelen die soziale Bewegung — zu einer im innersten Herzen erlebten Religion. Solch hohe Begeisterung brachte es mit sich, daß nun auch Männer, die ursprünglich von der Religion herkamen, in die soziale Bewegung eintraten, — daß Pfarrer Sozialdemokraten wurden. Der Schweizer Pfarrer Kutter war einer der ersten. Für ihn war der Uebergang nicht leicht, denn er mußte noch alle Sozialdemokraten für Atheisten halten. Trotzdem fand er den Weg zu ihnen: „Die Christen bekennen Gott, aber sie haben ihn nicht.“ (Kutter, Sie müssen.) Für Kutter lebt in der sozialdemokratischen Bewegung Gottes Geist, ohne daß es ihre Anhänger wissen.

Unterdes hatte sich in der wissenschaftlichen Welt eine Wandlung vollzogen. „Der Materialismus war überwunden.“ Idealistische Philosophie, namentlich Kant'sche Gedanken wurden wieder mit Begeisterung aufgearbeitet. Diese Entwicklung beinhalten die neue Forcierungsgeneration, wie der Materialismus die alte. Es tauchten in Bernstein, Max Adler und Eisner überzeugte Kantianer auf. Der idealistische Lusthauch, der auf diese Weise die Reihen der Partei durchwehte, machte dann seinerseits den Weg für manchen Pfarrer frei, der bisher vor dem Materialismus der Sozialdemokratie zurückgeschreckt war. In diesen freisinnigen Männern vermählte sich die moderne Wissenschaft, die religiöse Kraft und die soziale Ethik zu einem oft wirkungsvollen Ganzen. Für Max Weber stammt jede Religion aus dem „Leid“ und damit wird ganz im Diezgen'schen Sinne die Sozialdemokratie, die alles Leid bekämpft — zur höchsten Religion. Kalthoff, der ebenfalls der sozialdemokratischen Bewegung nahesteht, gelangt zu einer durchaus persönlichen Religion. „Ich kann doch nicht bekennen, was ein anderer geglaubt — und wäre dieser ein Luther, ein Paulus, ja ein Christus.“ (Kalthoff, Religiöse Weltanschauung.) Die Unendlichkeit der Welt, die Ewigkeit der Zeit und der Entwicklungsgedanke vereinigen sich in seiner Seele zu einem durchaus persönlichen, aber kraftvollen Weltbild.

Die geschilderte Entwicklung führte mit Notwendigkeit Männer der verschiedensten Weltanschauung in die Reihen der Sozialdemokratie zusammen. Und die Sozialdemokratie mußte daraus erkennen, daß sich ihre wirtschaftlichen Bestrebungen mit jeder Weltanschauung vertragen, solange diese Weltanschauung eine rein theoretische Ansicht bleibt, und sich nicht zu einem Werkzeug der herrschenden Klassen herabwürdigen läßt.

Damit ist der wahre Inhalt des Wortes „Religion ist Privatsache“ gegeben. Es bedeutet: Freiheit des Geistes, Freiheit der Gedanken — Freiheit zu glauben oder nicht zu glauben — zu bekennen oder zu verschweigen. — Und Freiheit von jedem Zwang in geistigen Dingen. Nur wenn wir diese gewähren, können wir für den Einzelnen das Glück vollenden, das eine soziale Gesellschaftsordnung der Gesamtheit bringen soll.



## Nun habe ich meine Wohnung doch.

Von Max Hochdorf.

Nun habe ich meine Wohnung doch, obwohl der Beamte am grünen Tisch meinte: „Wenn Sie etwas gebildeter wären, würde ich ja mit Sie streiten.“

Boraufrich erwiderte: „Aber — — —“

Boraufrich der Beamte am grünen Tisch meinte: „Kennen wir, kennen wir alles. Aber kennen wir aus dem ff. Wir werden hier jeden Tag belogen und betrogen!“

Boraufrich in Weiskidenheit einwandte: „Aber — — —“

Boraufrich der Beamte am grünen Tisch sich an die 87 Personen, jawohl 87, ich habe gezählt, wandte und fragte: „Meine Herrschaften, habe ich gesagt, daß der Herr mich belogen und betrogen hat?“

Da die 87 Personen noch nicht angeklagt worden waren, und da die 87 Personen noch hofften, so sagten 88 von den 87 Personen einstimmig, sehr einstimmig, so mit Vollegemurmel, das wie Ababarber Ababarber klingt: „Der Herr Stadtschreiber hat Ihnen ja gar nicht gemeint!“

Nur die 87. Person, Fräulein Doktor F. J., Verzin, die Wohnung suchte, um Kranke zu behandeln, schwieg. Dafür fuhr sie auch der Herr am grünen Tisch an: „Ach so, das Fräulein Doktor, das Fräulein Doktor, immer nur das Fräulein Doktor! Warum wohnen Sie nicht bei Ihrer Mutter? Und wenn Sie 'ne Wohnung wollen, so lassen Sie sich einschreiben, so lassen Sie sich dringlich einschreiben!“

Die Verzin: „Wann kann ich denn . . .“

Der Beamte am grünen Tisch: „In ein Jahr, in zwei Jahre, in drei Jahre vielleicht. Es gibt sogar Leute, die müssen noch acht Jahre warten, Fräulein!“

Das Fräulein geht. Nach zwei Sekunden ist sie wieder im Amtszimmer. Nach drei Sekunden steht sie wieder am grünen Tisch vor dem Beamten: „Aber was soll ich denn tun?“

„Sich einschreiben!“

„Aber meine Patienten! Ich kann mich doch nicht niederlassen, wenn . . .“

„Einschreiben!“ feuert der Beamte noch einmal los.

Es lächelt der Beamte am grünen Tisch zu der neuen Partei: „Ach so, die liebe Frau Heilemann! Nun, Frau Heilemann, wir haben Ihr Gesuch abgelehnt! Was wollen Sie denn noch?“

„Eine Wohnung, Herr Kleinpeter.“

„Sie kennen also sogar schon meinen Namen, Frau Heilemann! Ich bin für Ihnen nicht Herr Kleinpeter, ich bin nur Beamter für Ihnen, für alle, strenger Beamter, gerechter Beamter! Bin ein gerechter Beamter, meine Herrschaften?“

Der Beamte am grünen Tisch: „Sie kriegen nur die Wohnung Nummer 471!“

Frau Heilemann: „Die Kammer zum Kochen hat aber keinen Luftabzug. Und das Schlafzimmer ist so niedrig — — —“

Der Beamte: „Nur Nummer 471! Wenn es Ihnen nicht paßt, dann müssen Sie sich noch einmal einschreiben lassen!“

Frau Heilemann erhebt sich von ihrem Stuhl. Sie will schnell in die Einschreibestube. Der Beamte ruft ihr nach: „Frau Heilemann!“

Frau Heilemann hofft wieder etwas. Sie wendet sich noch einmal um. Sie strahlt. Sie ist sehr hübsch, sie ist sehr jung und versucht, unendlich lebenswürdig zu sein. Sie setzt sich noch einmal auf den Stuhl vor dem grünen Tisch. Sie wartet.

Der Beamte: „Frau Heilemann, wann gehen Sie denn Ihrer Niederkunft entgegen?“

Frau Heilemann springt auf, als wenn sie sich auf Stöhlen gesetzt hätte. Sie wird rot bis in die Ohren. Sie plagt heraus: „Aber ich bin ja noch gar nicht — — —“ Sie weiß nicht, wie vor Scham und Verzweiflung sich zu retten. Sie ist wie der Blitz hinaus.

Der Beamte am grünen Tisch bleibt sehr ruhig und sehr siegesgewiß. Er sagt: „Meine Herrschaften, sie ist doch — — —! Ich weiß, daß sie ist. Erst 14 Tage verheiratet und schon — — —“

Alle 81 Personen in der Umgebung des grünen Tisches, es sind inzwischen 81 geworden, wissen nun, daß es, Gott sei Dank, doch so weit mit Frau Heilemann ist. — — —

Der Beamte am grünen Tisch ist zufrieden und stolz. Er blättert mit Gebuld und Selbstbewußtsein ein neues Attenbüttel auf. Dann will er sich eine Weile erholen, und er blüht auf, und er erblüht mich: „Was wollen Sie denn noch?“ Er wird schon wieder amüßlich.

„Ich wollte mich nur noch erkundigen, ob . . .“

„Natürlich, einschreiben lassen!“ schneidet er mir, haarscharf und mit hohem Diskant das Wort ab.

Nun hab' ich meine Wohnung doch, aber fragt mich nur nicht, wie!

## Der Verkehr mit anderen Himmelskörpern

Immer wieder treten an den Astronomen die Fragen heran, ob auf anderen Himmelskörpern uns ähnliche Wesen leben und ob eine Verbindung mit ihnen herzustellen ist. Der Mensch, der Herr der Erde, fühlt sich zu einsam in den ungeheuren Räumen und brennt vor Sehnsucht, Wesen seiner Art auch sonstwo im Weltall zu wissen und mit ihnen in Verkehr zu treten. Leider sind die Aussichten dazu heute noch sehr gering. Prof. D. Knopf, der sich mit diesen Fragen in der „Deutschen Rundschau“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) beschäftigt, gibt einen Ueberblick über die Methoden, mit anderen Himmelskörpern Verbindung anzuknüpfen.

Ganz aussichtslos wäre es, Geschosse auf andere Himmelskörper werfen zu wollen. Damit ein Geschoss den Mond erreichte, müßten wir ihm schon, selbst wenn kein Luftwiderstand vorhanden wäre, eine Anfangsgeschwindigkeit von 11 Kilometern erteilen, während die höchste bis jetzt bei Geschossen erreichte Anfangsgeschwindigkeit nur 1 Kilometer beträgt. Es würde dann mit der Geschwindigkeit von nahezu Null an dem Punkt ankommen, wo die Anziehung von Erde und Mond sich das Gleichgewicht halten, und Johann infolge der überwiegenden Mondanziehung sich mit beschleunigter Geschwindigkeit nach dem Mond bewegen. Auftreffen würde es dort mit der Geschwindigkeit von etwa 2 Kilometern in der Sekunde.

Auch mit den Lichtsignalen hätte es seine Schwierigkeit. Vulkanische Ausbrüche und große Brände auf der Erde können scheinlich vom Mond aus beobachtet werden. Die ersteren können wir aber nicht und die zweiten wollen wir nicht absichtlich hervorrufen, um sie als Signale zu benutzen.

Wollten wir durch Errichtung eines Gebäudes die Aufmerksamkeit der Bewohner des Mondes erregen, so müßten wir demselben, damit es unter dem Winkel einer Bogensekunde gesehen würde, eine Ausdehnung von 1 $\frac{1}{2}$  Kilometer geben. Oder wollten wir uns lieber, da auf dem Mond wegen Fehlens von Luft und Wasser keine zum Verkehr mit uns sich eignende Wesen vorhanden sein werden, an die Marsbewohner wenden, so müßte die Ausdehnung des Gebäudes 300 Kilometer, d. i. eine Strecke wie von Dresden bis Kassel betragen.

Ein gewiß als geistreich zu bezeichnender, wenn auch praktisch nicht ausführbarer Vorschlag geht dahin, man möge auf der Erde eine große Fläche mit dem durch seine intensive gelbe Farbe weißlich leuchtenden Raps bebauen, und zwar möge man der Fläche die bekannte geometrische Figur des Pythagoreischen Lehrstuhles geben. Sind auf den anderen Himmelskörpern Bewohner vorhanden, welche ein einigermaßen ebenbürtig sind, so werden sie gewiß auch den Pythagoreischen Lehrstuhles gefunden haben. Aus der ihnen von der Erde aus gezeigten Figur werden sie wie durch ein in Weltsprache gegebenes Schriftzeichen erkennen, daß man mit ihnen in Verbindung treten wolle, und durch eine andere geometrische Figur ihre Bereitschaft zu erkennen geben. Die Figur müßte aber zu große Dimensionen bekommen, als daß der Plan zur Ausführung gebracht werden könnte.

Aber da haben wir ja doch zum Glück die drahtlose Telegraphie! Können wir uns nicht durch Entsendung elektrischer Wellen auf anderen Himmelskörpern bemerkbar machen? Wohl ist man jetzt imstande, von Nauen aus bis Avani auf Neuseeland, also fast 20 000 Kilometer, d. i. über den halben Erdumfang, hinweg zu funken, nach dem Mond aber sind es rund 378 000 und nach dem Mars 75 000 000 Kilometer! Wenn nun auch zuzugeben ist, daß durch den luftleeren Raum die Wellen leichter dringen werden, so erkennen wir doch, daß wir unsere Leistungen noch beträchtlich steigern müssen, um unseren nächsten Nachbarn im Weltraum funkentelegraphische Mitteilungen zu machen. Eine Großstation von der neunzehnfachen Reichweite wie unser Nauen brauchen wir, um auch nur den Mond mit unseren Wellen zu erreichen.

Wir müssen uns daher vorläufig den Gedanken an einen Verkehr mit Bürgern anderer Himmelskörper aus dem Sinn schlagen, an einen Verkehr übrigens, der an Schwierigkeit dem mit einer blinden und zugleich tauben Person gleichkäme. Man erinnert sich hierbei unwillkürlich an Helen Keller, die unter Anwendung unfählicher Gebuld in unsere Gedankenwelt eingeführt werden konnte. Wer wollte aber eine solche Arbeit an den Bewohnern eines fremden Himmelskörpers ausführen?

## Jugendfreude.

Wir sind verbrüderet jener großen Lebenskraft,  
Die, aus den tiefsten Nächten quellend, jugendhaft  
Aus Wästen einer Sehnsucht Paradiese schafft.

Aus allem Leben juchzt der zügellose Drang,  
Der sich dem Weltchaos ungestüm entrang  
Und nun auch unsre Kräfte ins große Wollen zwang.

Aus allen Dingen schreit dieselbe Lebenslust,  
Die, unergründet und dem Frohen nie bewußt,  
Jäh wie ein roter Blitz aufflammt in dunkler Brust.

Dem großen Werden sind wir unlösbar verwandt!  
Der Lebensfreude goldnes Banner hoch in nader Hand,  
So spähn wir weit hinaus in fernes Sonnenland . . .

Walter Schenk



**Was ist „normale“ Vorführungsgeschwindigkeit?** Der ablaufende Film soll die dargestellten Vorgänge mit der gleichen Geschwindigkeit zeigen, die sie bei der Aufnahme hatten. Demnach hätten rund 18 Bilder in der Sekunde als normale Vorführungsgeschwindigkeit zu gelten, denn so viele Aufnahmen macht jeder gute Aufnahmeoperator in der Zeiteinheit mit größter Genauigkeit auch ohne Geschwindigkeitsmesser. Von Fachleuten ist angeregt worden, bei der Festlegung von Normen für die Kinematographie auch eine Vorführungsgeschwindigkeit, etwa diese 18 Bilder in der Sekunde, als Norm festzulegen. Die Zahl von 18 Bildern in der Sekunde ist nun aber von dem heute üblichen Durchschnitt viel weiter entfernt als der Kinobesucher vermutet. In den deutschen Lichtspieltheatern dürften 18 Bilder in der Sekunde überhaupt nicht mehr vorkommen. Vorführer rechnen oft mit 22 Bildern in der Sekunde, doch trifft auch diese Angabe sehr oft nicht das Richtige: 25 bis 30 Bilder in der Sekunde sind heute nichts Seltenes, bei Sonntagsvorführungen noch mehr. Jedermann kann ohne Kinobesuch die üblichen Vorführungsgeschwindigkeiten ausrechnen. Man weiß, daß für eine Vorstellung (in Berlin) genau 90 Minuten einschließlich der Pausen laut Polizeivorschrift zur Verfügung stehen. In solchen Vorstellungen werden 2500 Meter Film, ja mehr vorgeführt — diese Zahl kann man aus den Anzeigen der Fachblätter entnehmen. 2500 Meter in 90 Minuten lassen sich aber, wenn man 52 Bilder auf den Meter rechnet, nicht anders als mit 32 bis 33 Bildern in der Sekunde vorführen! Und es werden manchmal noch längere Filme innerhalb der 90 Minuten gezeigt! Der regelmäßige Kinobesucher, erst recht der Kinokritiker ist durch die in den letzten Jahren erfolgte allmähliche Steigerung der Vorführungsgeschwindigkeit an die falsche Geschwindigkeit bereits so gewöhnt, daß ihm das Unnatürliche der beschleunigten Wiedergabe nur noch bei gewissen Bewegungen auffällt. Wer dagegen als seltener Gast ein Kino besucht, empfindet die Zeitsäuschung als sehr störend und ist geneigt, wenn er den Zusammenhang nicht kennt, die Erscheinung als Mangel der Kinematographie an sich aufzufassen.

**Der Ruf des „Totenkopfes“.** Daß Schmetterlinge ihre Stimme erschallen lassen, ist eine jedenfalls nicht alltägliche Erscheinung. Doch gibt es zahlreiche Vertreter dieser Gattung, die mehr oder weniger deutliche Töne erzeugen. Manche Schmetterlinge lassen ein eigentümliches Rascheln oder Zischen hören, andere einen schrillen Zirpen; doch sind all diese Laute schwach und fallen wenig auf. Unter den bei uns heimlichen Schmetterlingen gibt es nur einen, dessen Ruf deutlich vernehmbar ist, das ist der größte unserer Schwärmer, der Totenkopf. Das Tier, das schon durch seine an einen Totenschädel erinnernde eigenartige Zeichnung auffällt, hat durch diese Fähigkeit der Tonerzeugung dem Volksglauben Anlaß zu seltsamen Geschichten und Sagen gegeben. Aber auch von der Wissenschaft ist der Ruf des Totenkopfes schon seit fast 200 Jahren beobachtet worden. Auf Grund eingehender Studien behandelt diese Erscheinung nun Heinrich Bress in den „Zoologischen Jahrbüchern“. Während die Puppen niemals einen Ton von sich geben, lassen die Falter, sobald sie ausgeschlüpft sind, auf jede größere Berührung hin ihren charakteristischen Ruf ertönen. Der ganz kurze Schrei wird bald mehr, bald weniger rasch und häufig wiederholt; er klingt bei den einzelnen Exemplaren so ungleich, daß man in der Gefangenschaft die verschiedenen Falter geradezu an ihrer Stimme erkennen kann. Der Ruf des Totenkopfes ist von den verschiedenen Beobachtern sehr verschieden geschildert worden: als Piepen, Schreien, Zischen, Zirpen usw. Der Ruf läßt sich bei genauerer Analyse in einen laut trahenden längeren Hauptton und einen mehr piependen kürzeren Nebenton zerlegen. Die Tonstärke ist sehr verschieden, so daß man Tiere mit schriller Stimme schon auf mehrere hundert Meter Entfernung hört, während man bei anderen Faltern nur ein undeutliches dumpfes Fauchen wahrnimmt. Nach den Untersuchungen Bress ist der Schrei des Totenkopfes eine echte Stimmäußerung und entsteht bei einer dem Sogakte entsprechenden Tätigkeit durch rhythmische Unterbrechung des Luftstromes. Das Tier saugt die Luft durch einen engen Spalt der Lufttröhre ein, und diese wird dabei in lösende Schwingungen versetzt, die den bei einer Zungenpfeife vor sich gehenden Bewegungen gleichen. Der Rüssel ist bei der Tonerzeugung nur als Schallverstärker beteiligt.

## Erziehung und Unterricht

**Hygieneunterricht in der Schule.** Mehr und mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die kostspieligen hygienischen Einrichtungen nicht das Wichtigste für die Erhaltung und Verbesserung der Volksgesundheit sind, sondern daß die Gesundheit eines Volkes in letzter Hinsicht von dem Willen des einzelnen Menschen abhängig ist. Die Lehren und Einrichtungen in der Hygiene müssen daher ihren Zweck so lange verfehlen, als ihnen das Volk gleichgültig gegenübersteht. Diese Tatsache betonte der Direktor des Königsberger Hygienischen Instituts Prof. Selter in einem Aufsatz der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, in dem er für den Hygieneunterricht in der Schule eintritt. So haben z. B. die teuren Augenheilstätten nicht den günstigen Einfluß auf die Tuberkulosesterblichkeit gehabt, den man sich versprach; wertvoller sind die Tuberkulosefürsorgestellen, durch die auf die Erkrankten innerhalb ihrer Familie direkt eingewirkt wird. Ebenso läßt sich die Säuglingssterblichkeit besser als durch Errichtung von Säuglingsheimen dadurch bekämpfen,

daß man der Mutter ein richtiges Verständnis für die Pflege ihres Säuglings beibringt.

Am besten und am wirksamsten aber wird die Volksgesundheit gefördert werden durch eine hygienische Erziehung in der Schule. Versuche, solche Unterweisungen durch den Schularzt erteilen zu lassen, haben sich nicht bewährt. Der Hygieneunterricht muß daher dem Lehrer übertragen werden, und dies setzt eine gute hygienische Vorbildung der Lehrer voraus. Selter fordert daher, daß die Vorlesung über Hygiene sowohl für das Studium der Oberlehrer wie der Volksschullehrer zum Pflichtfach gemacht wird. Ebenso muß der Lehrer auch in der Anatomie und Physiologie eingehendere Kenntnisse besitzen. „Von jedem gelehrten Arbeiter“, sagt der Verfasser, „verlangt man, daß er die Maschine, die er bedient, in ihrem Organismus kennen soll. Dem Lehrer überantworten wir das Kind, unser wertvollstes Gut, ohne daß man bei ihm die Kenntnis des kindlichen Organismus voraussetzt.“ Man weiß heute, daß das kindliche Gehirn kein so einfach gebauter Organismus ist, wie man früher annahm, und daß die geistigen Fähigkeiten des Schülers in hohem Maße von seiner körperlichen Beschaffenheit abhängig sind. Der Hygieneunterricht muß in den gesamten Unterricht hineinverflochten werden; auf der Oberstufe können besondere Hygienestunden eingerichtet werden. Bei den Mädchen soll man mit dem Unterricht in Haushaltungskunde gesundheitliche Betrachtungen verbinden und sie besonders auf ihren Beruf als Mutter vorbereiten.

## Büchertisch

**Fridtjof Nansen: Freiluftleben.** (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Ein Werk, das ich jedem Werttätigen in die Hand legen möchte. Eigentlich sollte so etwas von Staats wegen verteilt werden. In herzabwendend einfachen Worten schildert der große Norweger, wie er lebt. Schlicht, fern von den Kulturlügen, hoch oben in den Bergen seiner Heimat, am Rande des Polareises, mit einfachen natürlichen Mitteln vergehen keine Tage, in einem Rhythmus, dessen Pendel immer nur zwischen zwei großen Freuden hin und her geht: zwischen Natur und durch sie froh gemachter Pflichterfüllung.

Ganz natürlich sagt er von solchem Leben: „Aus dieser Welt einer natureinfachen Kultur müssen die Männer der neuen Zeit geboren werden, mit den großen einfachen Linien — aus einem Guß —, ohne die Zweideutigkeit der doppelten Moral.“

Aus dieser nachstillen Größe müssen die Gedanken spritzen, die dem kommenden Geschlecht Gesundheit bringen können.“

Nansen gehört selbst zu diesen Männern der neuen Zeit und er kann uns vorbildlich sein.

**Zur Produktionslehre.** Die Vorträge, die auf der dritten Tagung des Bundes entschiedener Schulreformer vom 2. bis 6. Oktober gehalten wurden, liegen jetzt, herausgegeben von Paul Deckerich, in Abriß und Leitfaden gesammelt vor. (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin, Preis 5 M.) Aus Pragis und Theorie ist hier eine Fülle von Anregungen und wegweisenden Gedanken vereinigt, die den verschiedensten Seiten des Problems gerecht wird. Die kleine Schrift wird auf lange hinaus Schulleute und Eltern beraten können.

„Schweizer Pflanze“ nennt Karl Soffel ein mit wohlthuender Frische geschriebenes Buch, das in der Pflanzensache erschienen ist. (Leipzig, Dürr u. Weber; in „Kunstpflanzbau“ 6,50 M.) Wer unsere Pflanzen nach Aussehen und Namen kennt, wird aus den lebhaften Schilderungen und trefflich gewählten Gleichnissen Freude und vertiefte Erkenntnis schöpfen.

## Aus der Praxis

**Eierverkauf nach Gewicht.** Während die Eier der Landhühner durchschnittlich etwa 55 Gramm wiegen, erreichen die von guten Legehennen ein Gewicht von 65, 70 Gramm und noch mehr. Es ist natürlich ein großer Unterschied zwischen zehn Eiern zu je 75 Gramm und zehn Eiern zu je 55 Gramm. Bei gleichem Preis liefern die Legehennen dann ungefähr ein Drittel an Gewicht mehr als die Landhühner. Deshalb wäre es nur recht und billig, wenn für das Mehrgewicht entsprechend mehr bezahlt würde, denn dieses Mehrgewicht muß durch ein Mehr an Fütterung usw. erzielt werden und ergibt außerdem bedeutend mehr Nahrungswert.

**Der schwankende Sättigungsgrad des Saccharins.** Bis vor kurzer Zeit wurde in fachtechnischen Kreisen, die sich mit künstlichen Süßstoffen beschäftigen, angenommen, daß reines Saccharin (Benzoesäurealkalium) einen unveränderlichen Süßwert gegenüber Zucker von 550 Sättigkeitsheiten besitze, d. h. daß 550 Gramm Rübenzucker raffinierte in einem bestimmten Volumen Wasser gelöst werden müssen, damit für den Prüfer die Lösung auf der Zungenzitze gerade so süß schmeckt wie eine Lösung von 1 Gramm Süßstoff in dem gleichen Volumen Wasser. In neuester Zeit von Prof. Th. Paul vorgenommene Untersuchungen des Sättigungsgrades führten jedoch zu ganz anderen Gesetzmäßigkeiten. So stellte man unter anderem das überraschende Ergebnis fest, daß sich der Sättigungsgrad von Saccharinlösungen (Saccharin-Natrium) nicht durch ein unveränderliches Zahlenverhältnis darstellen läßt, sondern daß er sich mit deren Konzentration in weiten Grenzen ändert. Mit dieser Tatsache wurde bisher in der Praxis nicht allgem. gerechnet. So schwankt er in den gebräuchlichsten Konzentrationen ungefähr zwischen 290—700 (nach freier Annahme 418—450).